Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 18 (1914-1915)
Heft: 2

Artikel: Zwei Skizzen aus Fritz Martis Nachlass
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661136

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Frühlingsglaube.

Es wandert eine schöne Sage
Wie Veilchenduft auf Erden um,
Wie sehnend eine Liebesklage
Geht sie bei Tag und Nacht herum.

Das ist das Lied vom Völkerfrieden
Und von der Menschheit letztem Glück,
Von goldner Zeit, die einst hienieden,
Der Traum als Wahrheit, kehrt zurück.

Wo einig alle Völker beten
Zum Einen König, Gott und Hirt:
Von jenem Tag, wo den Propheten
Ihr leuchtend Recht gesprochen wird.

Dann wird's nur Eine Schmach noch geben,
Nur Eine Sünde in der Welt:
Des Eigen-Neides Widerstreben,
Der es für Traum und Wahnsinn hält.

Wer jene Hoffnung gab verloren
Und böslich sie verloren gab,
Der wäre besser ungeboren:
Denn lebend wohnt er schon im Grab.

Gottfried Keller.

Zwei Skizzen aus Fritz Martis Nachlaß.

Die Bescherung.

I.

Die Mutter mußte mehrmals hintereinander heftig niesen. Erschrocken sagte sie: „Was für einen Kram habe ich heute noch zu gut? Hoffentlich bedeutet es gar nichts, es wäre doch nichts Gutes!"

„Vielleicht kommt wieder ein Paket vom Großvater mit Kuchen und Wecken," rief jubelnd Adolf, der infolge seiner Lesewut stets voller Erwartungen steckte und in der Hoffnung auf einen märchenhaften Glücksfall dem Postboten jedesmal entgegen sprang.

„Du weißt wohl, daß sie bei Großvaters nicht schon wieder gebacken haben," versetzte die Mutter, „ich bin übrigens schon zufrieden, wenn ihr Kinder mir heute nicht wieder für einen Kram sorgt."

„Oh, da kannst du sicher sein — — — —"

„Nur nicht zu früh geprahlt, es ist noch nicht Abend. Marsch jetzt ins Holz!"

„Laß mich noch ein bißchen auf die Gasse!“ bat schmeichelnd Adolf, „es ist ja noch Zeit genug für ein schönes Bündel Reisig.“

„Meinetwegen, aber das Vesperbrot bekommt ihr erst, wenn jedes seine Bürde gebracht hat,“ sagte die Mutter und zog den Schlüssel vom Kasten, in dem das spärliche Brot verwahrt war.

Adolf eilte hinaus, um seine Brüder zu suchen. Als er aus dem kühlen Halbdunkel der niedern Stube in die blendende Helle des heißen Sommernachmittages trat, nahm ein ungewöhnliches Schauspiel seine Blicke gefangen. Auf der staubigen Straße zog, wie der Rattenfänger von Hameln umringt und gefolgt von einer Kinderschar, ein bärtiger, schlecht gekleideter Mann mit einem Hausiererkasten auf dem Rücken daher. Hinter ihm kam eine kleine, häßliche Frau mit einem Karren, auf dem mehrere Säcke lagen. Die Aufmerksamkeit der Kinder galt jedoch einzig dem Mann, der in der einen Hand ein ganzes Bündel auf und ab wogender roter und grüner Luftballons hielt und in der andern eine Anzahl Windräder trug. Es waren jedoch nicht die gewöhnlichen Windräder, wie sie sie selbst verfertigten, sondern schönere, vornehmere. An einem fein gedrehten weißen Stabe war vorn ein kunstvolles Gerippe von Stäbchen befestigt und daran drehten sich eine ganze Menge prächtiger Windrädchen in allen Farben. Die glänzenden Augen der Kinder hingen wie gebannt an diesen Wunderwerken und Adolfs Herz pochte stärker vor Verlangen danach.

Der Zug bewegte sich die kleine Anhöhe hinauf zum Schulhause. Dort nahm der Hausierer seinen Kasten vom Rücken, legte ihn auf die steinerne Flurplatte, öffnete ihn, und vor den erstaunten Kindern, die sich drängten und stießen, breiteten sich ungeahnte Herrlichkeiten aus: Für die Knaben glänzende, bunte Glasmarbeln von allen Größen, Messer, Magnete, alles, was ein Knabenherz erfreut; für die Mädchen kleine blitzende Spiegel, Bälle, Kämme, kleine Scheren, Fingerhüte und vieles andere.

Von den vornehmeren und reichern der Kinder erhandelten sich einige einen Ballon, andere ein Windrad. Insbesondere die flatternden, einen wahren Farbenregen sprühenden Windräder erregten Adolfs Neid und steigerten seine Aufregung. Er hatte aus guten Gründen nicht einmal in die Tiefe seiner Hosentaschen gelangt, wußte er doch, daß sich darin nur Brosamen und einige Knöpfe befanden.

Auf die Bemerkung des Hausierers, daß er auch Knochen und Lumpen an Zahlungsstatt nehme, stob die Kinderschar nach allen Richtungen auseinander, um zu Hause die Winkel nach solchen Schätzen zu durchstöbern. Auch Adolf flog seinen Brüdern voraus nach Hause. Trotz eifrigem Suchen fand er aber keine Fleischbeine, denn die Mutter konnte nur selten beim Metzger Einkäufe machen, und die wenigen Knochen, die sich in langer Zeit angesammelt, hatte sie samt dem bescheidenen Lumpenvorrat unglücklicher-

weise erst vor wenigen Tagen einer Lumpensammlerin für Nadeln und Faden verkauft. Und jedesmal, wenn Adolf ein Stück Tuch gefunden hatte, erklärte die Mutter, sie habe es nötig, um damit die Hosen zu flicken, die alle Augenblicke zerrissen waren. Niedergeschlagen trat Adolf wieder auf die Straße. Umsonst zerbrach er sich den Kopf, wie er zu dem Gelde für ein Windrad gelangen könne. Da kam den Fußpfad, der vom Friedhof herführte, der Totengräber mit Pickel und Schaufel auf der Schulter daher. Adolf durchzuckte plötzlich ein Gedanke. Als der Mann vorbei war, flog er in großer Aufregung zum Kirchhof hin. Seine freudige Ahnung hatte ihn nicht getäuscht. Ein neues Grab war aufgeworfen. Und welches Glück! Aus der frischen Erde sah er auch schon einige Knochen hervorragen. Das tiefe Grab, der Verwesungsgeruch, den die noch feuchte Erde ausströmte, besonders aber ein Totenschädel, der in dem Erdhaufen nur halb verdeckt war, so daß die leeren Augenhöhlen ihm entgegenstarrten, flößten ihm jedoch einiges Grauen ein. Zudem regte sich sein Gewissen in dem unbestimmten Gefühl, daß er etwas Unrechtes zu tun im Begriffe sei. Je länger er jedoch die Knochen anblickte, um so verlockender wurde das bunte Farbenspiel des Windrades, das durch sie zu erkaufen war. Er schaute um sich. Niemand war in der Nähe. Durch die Friedhofmauer, die Grabsteine und eine Zypresse war er genügend gedeckt, um nicht gesehen zu werden. Der blaue Himmel und die strahlende Sonne leuchteten, die Blumen der benachbarten Gräber glühten und dufteten, die Bienen summten, daß ihm plötzlich das Grab und die Knochen nicht mehr so unheimlich erschienen. Und als sich ein gelber Schmetterling auf den Totenschädel setzte, verschwand vollends jedes Bedenken. Hastig raffte er eine Anzahl der obenauf liegenden Knochen von Armen und Beinen zusammen, wobei er instinktiv den Schädel und die Handknöchelchen liegen ließ, steckte freudig ein paar mit Grünspan überzogene Knöpfe und sogar eine grüne Münze, die ihm in die Hände fielen, in die Tasche, verbarg seine Beute unter der Bluse, setzte mit einem Sprung über die Friedhofmauer und schlenderte, um nicht aufzufallen, auf dem Fußpfade, der sich dieser entlang zog, langsam gegen das Schulhaus. Auf dem Wege beschlich ihn jedoch plötzlich die Angst, der Hausierer möchte keine Menschenknochen zum Tausch annehmen, und mit Zagen zog er seinen Reichtum unter der Bluse hervor. Der Mann sah ihn scharf an und fragte: „Woher hast du diese Knochen?“

Adolf wurde rot bis zu den Haarwurzeln und stammelte: „Aus dem Graben unterhalb der Metzgerei.“ Damit begnügte sich der Mann, da die Metzgerei sich wirklich nahe dem Schulhaus an der Straße befand, und einige Augenblicke nachher hielt Adolf den Gegenstand seiner Sehnsucht in der Hand und rannte damit freudig den Schulhausrain hinunter, daß die Windräder sich schwirrend drehten und in der Sonne in allen Farben funkelten.

Die Herkunft seines Schatzes war jedoch nicht unbemerkt geblieben und

einige Kameraden holten auf dem Friedhofe, was er übrig gelassen hatte. Und der Hausierer kaufte alles, ohne eine Miene zu verziehen.

Bald darauf durchlief eine schreckliche Nachricht das Dorf und verbreitete überall Entsetzen und Entrüstung: die Egloffbuben und einige andere Schlingel hätten die Knochen aus einem aufgedeckten alten Grabe geraubt und dem Lumpenhändler verkauft. Und der Totengräber wollte wissen, daß die Knochen dem „Trümpeler" gehört hatten, einem ehemals seines Geizes wegen berüchtigten reichen Junggesellen. Es war jedoch nichts mehr zu machen. Der Hausierer hatte das Dorf verlassen, und als Ersatz für die entführten Gebeine des Geizhalses flatterten in den Dorfgassen lustig die bunten Windräder.

II.

Adolf ahnte nichts von dem Sturm der Entrüstung, der über sein Verbrechen durch das Dorf ging, und dem Unheil, das über seinem Haupte schwebte. Er befand sich, mit einem Seile gegürtet, mit den Brüdern auf dem Wege in den Wald, um Reisig zu sammeln. Sie beeilten sich nicht zu sehr, gab es doch links und rechts der Straße so viel zu sehen und zu erleben. Schließlich aber gelangten sie zum letzten Hause des Dorfes, wo der Baumgarten zu einem kleinen Hügel aufstieg. Nicht weit davon wartete ihrer ein neues Erlebnis. Im Straßengraben lag, an die Böschung und einen Randstein angelehnt, eine schlafende Frau. Der seltsame Anblick, den sie bot, fesselte die Neugierde der Knaben sofort in hohem Grade. Schon das buntfarbige, großkarrierte Kleid war völlig verschieden von den schlichten Gewändern der Frauen des Dorfes. Und das Antlitz zeigte trotz der Verwüstung und der rötlichblauen Farbe der Wangen und der Nase Spuren ehemaliger Schönheit. Die instinktive Hochachtung der Jungen vor der erwachsenen Frau und vor dem Fremdartigen wich jedoch nach der ersten Überraschung einem respektlosen Übermut. Denn der starke Branntweingeruch, der den halbgeöffneten bläulichen Lippen entströmte, und eine Flasche in dem neben ihr stehenden Handkorb ließen über den Zustand der Schläferin keinen Zweifel. Sittliche Entrüstung über die Betrunkenheit der Frau regte sich in den Knaben.

„Man sollte ihr einen Streich spielen," schlug einer der Brüder vor.

„Ja, sie hätte es verdient," pflichteten die übrigen bei. Über die Art der Strafe zerbrachen sie sich umsonst den Kopf; denn die weißen Fäden, die das Haar der Frau durchzogen, verboten jede Berührung und einen tätlichen Schabernack.

„Ich hab's," rief Adolf, ergriff den Korb der Frau, erkletterte mit katzenartiger Behendigkeit einen Apfelbaum und hängte den Korb auf dessen Gipfel auf und zwar so, daß der Flaschenhals als sprechende Flagge sichtbar über den Rand hinaus ragte. „Ich möchte nur sehen, was für Augen sie

macht, wenn sie beim Erwachen den Korb nicht mehr findet und ihn dann erst auf dem Baume entdeckt," sagte er, als er herunterkam. Und sie malten sich das Erstaunen der Frau aus, erwogen, was sie wohl alles tun würde, um den Korb wieder zu erlangen, und gingen endlich weiter mit der Befriedigung, ein Werk der strafenden Gerechtigkeit vollbracht zu haben.

Am Abend, als die Familie um den Tisch mit den dampfenden Kartoffeln saß, rühmten sich die Knaben ihrer Heldentat und glaubten, auch der Mutter mit ihrer Erzählung eine Freude bereitet zu haben. Wie verblüfft und erschrocken waren sie aber, als die Mutter wie von einer Nadel gestochen emporfuhr und mit vor Zorn entstelltem Gesicht sie anschrie: „So, solche Früchte seid ihr! Schämt ihr euch nicht, eine arme, unglückliche Frau zu verspotten! Durchprügeln sollte man euch! Oh, ich ersticke fast!" Und von neuem Zorn ergriffen, schrie sie mit schrecklicher Stimme: „Wißt ihr, daß ihr eure eigene Schande auf dem Baum ausgehängt habt, daß der arme Tropf, den ihr verspottet habt, unsere Verwandte, eure Tante ist?"

Die Knaben saßen niedergeschmettert da und würgten an ihren Bissen im Munde. Das hatten sie allerdings nicht gewußt. Und ihr fröhlicher Bubenstreich erschien ihnen plötzlich in einem anderen Licht. Sie kamen sich ganz erbärmlich vor. Und dann erzählte ihnen die Mutter mit fliegendem Atem und hastiger Stimme, die allmählich ruhiger wurde, die Geschichte der Frau, die betrunken am Wege gelegen: Die war einst eine schöne und reiche Müllerstochter. Dann heiratete sie zu ihrem Unglück den Müllerburschen, unseres Vaters Bruder. Sie hatte sich in ihn verliebt, weil er ein schöner, wenn auch leichtsinniger Mensch war. Und lustig mußte es auch immer zugehen, als er Meister geworden war. Auf alle Märkte ging er und machte mit der Frau, die auch lieber tanzte als arbeitete, Ausfahrten mitten in der Woche. Nicht lange ging es und sie gerieten in Konkurs und kamen um Hudel und Hab. Nun konnten sie arbeiten — als Taglöhner. Um ihr Elend zu vergessen, fingen beide an zu trinken. Sie hatten ja schon vorher gerne ins Glas geguckt — — kamen immer tiefer herunter und zuletzt auf die Gemeinde. Statt der Liebe war nun immer Zank und Streit, da jedes dem andern Schuld gab, und einst nach einem Streit um die Schnapsflasche erhängte sich der Mann auf dem Estrich. Die Base aber arbeitete nur noch so viel, um Schnaps zu kaufen und sich zu betäuben. Und weil sie in letzter Zeit fast immer betrunken ist, will die Gemeinde sie demnächst nach Amerika spedieren. „An ihrem ganzen Unglück," schloß die Mutter ihre Erzählung, „ist nur das Trinken schuld. Nehmt euch deshalb davor in acht! Ihr habt nun an Tante Barbara gesehen, wohin man damit kommt. Aber Mitleid sollte man mit solch armem Menschen haben und ihn nicht noch verspotten. Es weiß doch niemand, was aus ihm einst wird. Tante Barbara und ihr Mann hätten in ihrem Übermut auch nicht geglaubt, daß sie so enden würden."

Kleinlaut saßen die Buben da und schlichen, als die Mutter geendet hatte und abzuräumen begann, mit hungrigem Magen auf die Gasse, um sich vor dem Zubettgehen noch ein wenig zu tummeln. Die Dunkelheit war unterdessen hereingebrochen. In dem schwachen Lichte, das vom Hausflur des nahen Wirtshauses auf die Straße fiel, erkannten sie einen Wagen. Er reizte die Neugier der Knaben und insbesondere diejenige Adolfs, weil ein großes Weinfaß darauf lag. Das war seltsam, weil der Wirt sonst nur im Herbst Wein einkellerte. Offenbar war ihm eine Sorte ausgegangen, daß er schon zu Anfang des Sommers wieder Wein hatte kaufen müssen.

Adolf ging neugierig um den Wagen, vom dem ein starker Weingeruch ausströmte, herum.

„Feiner Veltliner soll's sein," sagte ein Nachbarjunge, der Zeuge der Ankunft der Fuhre gewesen. „Das Faß hat während der Fahrt geronnen, so daß der Zuber da ganz voll Tropfwein geworden ist."

Jetzt erst bemerkte Adolf einen unter dem hintern Ende des Fasses hängenden großen Eimer und in diesem, trotz der Dunkelheit, einen schwachen Glanz. Er trat hinzu und streckte den Finger hinein. Richtig! Der Eimer war bis zum Rande gefüllt mit Wein. Mit einem Schlage war Adolf erfüllt von einer großen Aufregung, so daß seine Gedanken sich überstürzten. Tropfwein! Den würde der Wirt, obwohl er geizig war, doch nicht den Gästen ausschenken! Und doch war es schade um den kostbaren Wein! Denn mit dem Worte „Veltliner" verband sich ihm die Vorstellung von außergewöhnlich kostbarem und herrlichem Wein. Und das unbezwingliche Verlangen ergriff ihn, zu erfahren, wie dieses teure Getränk schmecke. Plötzlich, er wußte selbst nicht — — wie es geschehen war — — stand er mit einem Milchtopf, den er von der Mutter ungesehen aus der Küche geholt hatte, wieder bei dem Eimer, tauchte ihn in die dunkle Flut und eilte damit hinter das Haus. Dort nippte er vorsichtig von dem Wein. Er hatte zwar einen etwas herben, jedoch aber nicht unangenehmen Geschmack. Aber seinen Körper durchrieselte ein süßes Feuer. Dann trank er in langen Zügen. Und er wurde dabei so vergnügt und sah trotz der Dunkelheit die Welt in so schönen Farben! Die Brüder waren ihm gefolgt, kosteten ebenfalls, bekamen Lust nach mehr. Diesmal schickte Adolf einen Bruder, den Topf wieder zu füllen. Und sie machten wiederholt den Gang zum Eimer und sie tranken und tranken.. —

Der Junge, der Adolf zugesehen, befolgte sein Beispiel! Andere wollten nicht zu kurz kommen — — was sie taten, war ja erlaubt, war es doch nur Tropfwein, den sie holten, — und bald duftete es aus allen Häusern der Nachbarschaft nach Veltliner.

Mittlerweile war eine Nachbarin zu Frau Egloff ins Haus geschlüpft, um ihr das Mitgefühl auszudrücken über die Aufregung, die im Dorfe über

ihre Buben herrschte. Die Mutter, die von allem keine Ahnung hatte, fiel aus den Wolken. In ausbrechendem Zorn eilte sie hinaus, um die Jungen hereinzurufen und Gericht über sie zu halten. Als sie keine Antwort erhielt und sie nirgends fand, sagte sie: „Vielleicht sind sie wegen des schlechten Gewissens still zu Bett gegangen.“ Und sie eilte hinauf in die Kammer.

Wirklich hatten sich die Brüder, weil der Boden unter ihren Füßen zu wanken begonnen hatte, mit dem letzten Topf Weins in die Kammer geschlichen. Bald aber drehte sich die Kammer mit den Betten, auf die sie sich gesetzt, im Kreise. Als die Mutter mit dem Lämpchen eintrat, glotzte Adolf sie mit stieren Augen an und fing dann plötzlich an zu heulen: „Es ist mir übel!“

Die andern Brüder lachten stumpfsinnig, das Gemach war ganz erfüllt von Weindunst. Und nun brach das Unheil mit voller Gewalt los. —

Die entsetzte Mutter, die das Licht auf einen Stuhl gestellt hatte, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und rief jammernd: „Gott im Himmel! Was muß ich noch alles erleben! Ist das am Ende schon die Erbschaft?“

Auf der Straße war lebhafte Bewegung. Lichter gingen hin und her und man hörte scheltende Stimmen. Der Wirt hatte entdeckt, daß der volle Eimer Veltliner leer geworden war. —

Als die Mutter die Jungen zu Bette gebracht hatte und sich in der Stube erschöpft von der Aufregung auf einen Stuhl fallen ließ, sagte sie mit tiefem Seufzer: „Ich habe es am Mittag, als ich so oft niesen mußte, doch gesagt, es stehe mir heute noch eine Bescherung bevor!“

Zu spät.

Die Mutter saß schon eine Weile auf der Bank vorn am Fenster der niedern Stube und nähte hastig darauf los, ohne den Kopf zu erheben oder mit einem Wort die Stille zu unterbrechen, in die nur die unbestimmten Geräusche des Werktags hereintönten. Ihr Gesicht und Oberkörper verbargen eine Partie des üppigen Geraniumflors, der aus einer Reihe braungelber Tontöpfe auf dem Fenstergesimse vor den Scheiben emporstieg und mit seinem Dickicht und purpurn leuchtenden Blütenwald ein ziemliches Stück der Aussicht auf die große, im grellen Sonnenschein glänzende Wiese und das friedlich um ihren grünen Teppich gelagerte und von diesem zum Hügel emporsteigende Dorf abschnitt. Nun entrang sich ein tiefer Seufzer der Brust der emsigen Frau. Sie warf die Näharbeit plötzlich auf den Tisch, erhob sich rasch und schritt, die Hände gegen die Brust gepreßt, in der schattigkühlen Stube mehrmals auf und ab und sagte dann mit bebender Stimme: „Das Herz ist mir so bang, als ob mir etwas Schweres bevorstünde. Ich muß auch immer an Karl denken. Du mußt noch heute Abend zu ihm

in die Stadt und ihn nach Hause holen, damit er wieder einmal sich aussprechen kann. Es tut ihm nicht gut, die ganze Woche jeden Abend einsam auf seinem Zimmer zu sitzen und vor sich hin zu brüten. Er täte besser, hie und da in ein Wirtshaus zu gehen und einen Schoppen zu trinken, damit er unter die Leute kommt." Sie holte tief Atem und fuhr dann fort: „Er gefällt mir in der letzten Zeit gar nicht. Ich fürchte, er kann es immer noch nicht verwinden, daß Ida es ihm so schlecht gemacht hat, und er leidet mehr, als wir ahnen. Er war ja immer ein weichherziger Mensch, der alles tiefer nahm als andere und gleich den Mut verlor, wenn ihm etwas in den Weg kam. Hast gehört! Ziehe dich gleich anders an und gehe zu ihm und mache, daß er zum Schlafen heimkommt. Sonst habe ich keine Ruhe."

Diese ernsten, mit seltsam bewegter Stimme gesprochenen Worte der Mutter hatten demjenigen, an den sie gerichtet waren, einen jungen Menschen von etwa achtzehn Jahren, der im Hintergrunde der Stube in der Ecke zwischen dem grünen Kachelofen und dem Steinofen auf beiden untergelegten Händen saß, aus seinem stillen Vorsichhinträumen emporgeschreckt. In seinem gesund roten, gutmütigen Gesicht prägten sich, als habe er die Mutter nicht recht verstanden, fragendes Erstaunen und zugleich eine gewisse Verlegenheit aus. Nach einigem Besinnen erwiderte er, immerhin mit gepreßter Stimme: „Heute ist ja Freitag, morgen, am Sonnabend, kommt Karl ohnehin nach Hause. Ich glaube nicht, daß er heute schon mit mir käme. Es würde ihm auch auffallen oder es käme ihm lächerlich vor, wenn ich ihn ohne einen bestimmten Grund nach Hause bringen wollte. Vielleicht nähme er es am Ende übel, daß wir uns seiner wegen so Sorge machen. Wenn er aber einmal mißtrauisch ist, wird er noch verschlossener. Es hätte also keinen Zweck, deswegen heute zu ihm zu gehen."

Über diesen, ihm im letzten Moment einfallenden raffinierten Grund empfand Adolf eine gewisse Genugtuung. Die Wahrheit aber war, daß Adolf, der aus dem Konvikt des Gymnasiums der Hauptstadt zu seinen Eltern, armen Bauersleuten, in die Frühlingsferien gekommen war, durch den Vorschlag der Mutter in große Verlegenheit versetzt worden war. Wie der Bruder, so befand auch er sich in Liebesnöten und es traf sich unglücklich, daß ein schon früher angesponnenes Verhältnis mit des reichen Gemeindepräsidenten schöner und stolzer Tochter gerade heute zur Entscheidung kommen sollte. In einem leidenschaftlichen Briefe hatte er Luise seine Liebe erklärt und sie um eine Zusammenkunft für heute Nacht gebeten. In dem Augenblick, da die Mutter ihn aus seinem stummen Brüten aufgeweckt, hatte er bald die Küsse und alle andern, bloß geahnten süßen Zärtlichkeiten und Wonnen des nächtlichen, ungestörten Beisammenseins mit dem holden Mädchen, bald die bittere Enttäuschung und den Schmerz über ihr mögliches Ausbleiben vom Stelldichein gekostet.

Die Mutter antwortete auf seine Ausrede etwas bitter: „Man glaubt gerne, was einem am bequemsten ist. Es paßt dir halt nicht und deswegen suchst du einen Vorwand, um nicht gehen zu müssen. Karl hätte es aber wohl um dich verdient, daß du für ihn die kleine Stunde Weges machtest und ihm dein Vergnügen — vielleicht sind es Dummheiten — opfertest. Er ist ja, wie er sagte, hauptsächlich deswegen nicht mehr in die Fremde gezogen, sondern hat die Werkstätte übernommen, um dir zu helfen, damit wenigstens du die Schulen besuchen kannst, nachdem er selbst als der Älteste darauf hatte verzichten müssen, weil wir seinen Verdienst so nötig hatten. Du weißt, wie schwer es ihm geworden ist, ein Handwerk zu lernen und Schreiner zu werden, denn er ging nicht weniger gern zur Schule und hatte nicht weniger Talent als du!"

Diese bittern Worte trafen Adolfs Gewissen wie ein Peitschenhieb und machten ihn wankend. Er wußte zu gut, wie recht die Mutter hatte, auch hinsichtlich des Bruders. Erst jetzt, nachträglich, fiel ihm durch ihre Bemerkungen ein, daß Karl, der an ihm so zärtlich hing wie an einer Geliebten, in jüngster Zeit ein wortkarges und verschlossenes, finsteres, fast feindseliges Wesen gezeigt und auch einigemale über Schlaflosigkeit geklagt hatte. Plötzlich wurde er sich Karls Qualen wie seiner eigenen Zärtlichkeit für den guten Bruder in vollem Umfange bewußt und es trieb ihn, der Mutter zu gehorchen und geradenwegs zu dem Einsamen zu eilen und ihn in den Kreis der Familie zu holen, damit er seinen Liebesgram für einige Stunden vergesse. Da fiel ihm aber ein, daß er Luise nicht mehr berichten könne, daß er zu kommen verhindert sei, daß sie an dem nächtlich einsamen Orte umsonst auf ihn warten und, da sie den Grund seines Ausbleibens nicht wüßte, erbost auf ihn werden müßte. Nein, unmöglich konnte er dem schönen und stolzen Mädchen diese Beleidigung zufügen! Leichten und etwas spöttischen Tones sagte er zur Mutter: „Ihr seid jetzt nur in einer etwas sonderbaren Stimmung und seht am hellen Tage Gespenster. So schlimm ist's mit Karl doch nicht. Er ist ja ein so verständiger Mensch. Und morgen Abend, wenn er heimkehrt, oder am Sonntag reden wir ihm dann zu, daß er überhaupt nicht mehr in der Stadt übernachtet, sondern wieder jeden Abend nach Hause kommt. Das ist das einfachste und beste. Und jetzt schlagt euch die schwarzen Gedanken aus dem Kopf."

„Du hast gut reden," erwiderte die Mutter, „du denkst nur an dein Vergnügen, mir aber liegt's einmal wie ein Stein auf dem Herzen. Und ich mache mir Vorwürfe, daß wir uns zu wenig um Karl bekümmert und ihn in seinem Leide zu sehr sich selbst überlassen haben. Von morgen ab aber soll es anders werden. Wenn ich's richten könnte, ginge ich aber doch heute noch selbst in die Stadt und holte Karl heim. Hoffentlich hast du recht und ist es

morgen nicht zu spät," schloß sie mit einem Seufzer das Gespräch und ging zur kranken Nachbarin, zu der sie zur Wartung bestellt war.

*

Adolf stand am andern Morgen neben seiner fleißig hackenden Mutter auf dem Kartoffelacker. Aber statt ihr Beispiel zu befolgen, stützte er sich öfter müßig auf den Stiel seiner Hacke und ließ nachdenklich die Blicke über das weite Feld schweifen. Nun schritt die Mutter wiederum gebückt die neue Furche ab und legte die Kartoffelstücke in der mit dem Schuh abgemessenen Entfernung in den Boden. Als sie an das andere Ende gelangt war und sah, daß Adolf noch keine Miene machte, mit dem Hacken zu beginnen und die Kartoffeln zuzudecken, fuhr sie ihn etwas unwirsch an: „Steh' doch nicht immer da wie ein Ölgötze, sondern tu etwas, statt vor dich hin zu träumen! Du hast heute wieder nicht viel Arbeitsgeist. Aber das kommt davon, wenn man so spät ins Bett kommt. Wo hast du dich gestern Nacht umhergetrieben, daß ich dich nicht nach Hause kommen hörte? Hoffentlich steckt kein Mädchen dahinter. Das fehlte wirklich noch! Es wäre etwas früh. Und du hast einstweilen anderes, nötigeres zu tun. Auch sollte dir Karls Erfahrung eine Lehre sein." Ihre Stimme wurde hart: „Auf alle Fälle wäre das, was du versäumt hättest, nicht so wichtig gewesen, so daß du wohl zu Karl hättest gehen können. Vielleicht hättest du ihm eine schlaflose Nacht erspart."

Adolf zuckte zusammen. Das war ja der Grund der Beschämung, die ihn erfüllte und der bittern Selbstvorwürfe, über die er so oft die Arbeit vergaß; daß er über seiner Liebe selbstsüchtig und grausam den armen Bruder im Stiche gelassen. Wie brannte ihn die Reue! Die Strafe war denn auch nicht ausgeblieben. Er war umsonst zu dem Stelldichein gegangen. Luise war gar nicht dazu erschienen! Noch jetzt knirschte er vor Scham und Zorn, wenn er an die Rolle des Narren dachte, die er gespielt, wie er stundenlang geduldig gewartet, hundertmal in seinen Erwartungen getäuscht und hundertmal von neuem hoffend, bis er endlich gegen Mitternacht sich beschämt wie ein begossener Pudel nach Hause und ins Bett geschlichen. Nun konnte er sein Benehmen gegenüber dem Bruder nicht begreifen und sich nicht verzeihen, und sein zerrissenes Gemüt empfand die Schönheit des Frühlingsmorgens — es war Ende April und ein herrlicher Tag — wie bittern Hohn. Um sich von der unerträglichen Stimmung zu befreien, sich mit der Mutter und mit sich selbst auszusöhnen und in Einklang mit dem festfreudigen Glanz ringsumher zu bringen, erwiderte er demütig und zerknirscht: „Ihr habt recht. Es reut mich jetzt selbst, daß ich nicht zu Karl gegangen bin. Aber ich hatte den Kameraden schon versprochen. Ich kann nun selbst nicht begreifen, daß ich ihre Dummheiten Karl vorgezogen habe. Was wir gestern abend ausgemacht haben, daß er jeden Abend nach Hause kommt, ist das einzig richtige. Ich will auch gleich nach dem Mittagessen zu ihm, es ihm zu sagen. Ich werde ihm

dann beim Aufräumen der Werkstatt helfen, damit er eher Feierabend machen und frühzeitig mit mir nach Hause kommen kann."

In der Befriedigung über diesen guten Vorsatz hob Adolf die Hacke hoch, um mit frischem Eifer und verdoppeltem Fleiße zu arbeiten. Da erblickte er zwischen den zwei erhobenen Karstzinken eine Frau, die vom Feldweg quer über den Acker auf sie zukam, und neugierig geworden, ließ er die Hacke wieder sinken. Da bemerkte er, wie die Frau beim Gehen so seltsam wankte, und plötzlich durchzuckte ihn die Ahnung, nein, die Gewißheit eines fürchterlichen Unglücks. Er stand starr, wie vom Blitz getroffen. Der starke Herzschlag warf ihn beinahe um und dann schien das Herz wieder stille zu stehen. Die Gegend begann sich im Kreise um ihn zu drehen ....

Da er sich nicht rührte, schaute die Mutter erstaunt auf und erkannte nun die daher kommende, sonntäglich schwarz gekleidete Nachbarin.

„Jesus und Maria", schrie sie auf, „es ist etwas mit Karl passiert. Er hat sich ein Leid angetan. O, ich hab' es geahnt." Und ihre Arme ließen die Hacke los, fuhren in die Luft, ihre Gestalt begann zu schwanken — nun erwachte Adolf aus seiner Betäubung und eilte, in lautes Geschrei ausbrechend, auf die Mutter zu und fing die Fallende in seinen Armen auf.

Die Nachbarsfrau war endlich nahe herangekommen. Sie wankte immer noch wie eine Betrunkene und hatte die linke Hand aufs Herz gepreßt. Sie öffnete nochmals den Mund, um zu sprechen, fand aber immer noch den Atem nicht.

Die Mutter entriß sich Adolfs Armen und schrie wilden Blickes sie an: „Redet! Ist etwas mit Karl? Ich muß es wissen!"

Die Frau stotterte: „Karl ... es ist etwas passiert ... er ist krank ..."

„O, er ist tot! Ich weiß es!" schrie die Mutter auf und schlug beide Hände vors Gesicht. Adolf stand vernichtet, halb besinnungslos neben ihr. Aber alle Ungeheuer und Qualen der Hölle heulten und rasselten durch seine Seele.

Nach wenigen Minuten, die ihm wie die Ewigkeit erschienen, nahm die Mutter die Hände vom Gesicht, rang sie wie zum Gebete, starrte vor sich nieder, als ob sie den toten Sohn vor sich liegen sähe und rief mit tiefer, schrecklicher Stimme: „O du mein armes Kind! Gott sei deiner armen Seele gnädig. O Karl, warum hast du mir das angetan! O du armes Kind, wie mußt du gelitten haben, daß du vergessen konntest, wie lieb du uns warst. Ach, du konntest es ja nicht wissen, du mußtest glauben, du seist allein und verlassen in deinem Gram. Und doch meinten wir's so gut. Aber wir verstanden es nicht besser. Und nun ist's zu spät. O Herr und Heiland, zu spät!"

Ihre Stimme schlug in ein schauerliches Geheul um. „O du armer Tropf! Hatte ich nicht schon genug? Und nun tust du mir noch das an, ach Karl, und warst doch so gut, der beste von allen. O, du wußtest nicht, was

du tatest. Sonst lägest nicht in deinem Blute und hast mich nicht mitgenommen! Aus unserem verfluchten Leben! Ja, verflucht sind wir alle! O Herrgott, mach ein gnädiges Ende. Nun kann ich auch nicht mehr leben."

„Mutter!" schrie Adolf auf und schlang aufschluchzend um die Verzweifelte die Arme.

*

Eine Stunde später befand sich Adolf auf einem einsamen Feldwege, damit er niemandem begegne, auf dem Gange in die Stadt, den er Abends zuvor mit so viel Gründen hinausgeschoben hatte. Nur ging es statt zum lebenden jetzt zum toten Bruder. Das wußte er genau, er hatte von der Nachbarin erfahren, wie der Bruder, nach einer offenbar wiederum schlaflosen Nacht aus Furcht vor den Qualen eines neuen Tages sich kurz, bevor der Geselle zur Arbeit erschienen, mit dem Taschenmesser, das er vorher scharf gemacht, am Hals eine Ader geöffnet habe und noch warm im Blute liegend aufgefunden worden sei. Das alles wußte er, und war dennoch sich der Tatsache nicht eigentlich bewußt. Ihm schien, alles sei nur ein schwerer Traum. Er wußte auch nicht mehr, wie er mit der Mutter vom Felde nach Hause gekommen war. Nur soviel hatte er in der Erinnerung, daß er in einem Wutanfall eine Schar fragender und heulender Weiber aus der Stube hinausgeworfen, weil sie die im Schmerze erstarrte Mutter mit ihrem Mitleid und ihrer Neugier immer von neuem gequält hatten. Nun schritt er sonntäglich gekleidet dahin und wunderte sich, daß er nicht trauriger war, daß er mit Mühe an den Bruder zu denken, geschweige sich ihn tot vorzustellen vermochte, weil beständig alle möglichen gleichgültigen Dinge ihm durch den Kopf gingen. Er dachte — ohne Groll — an Luise, an sein nächtliches vergebliches Warten, an den nahen Wiederbeginn der Schule, an einige Ferienaufgaben, die er noch zu machen hatte und die Noten, die er wohl bekommen würde. Als sein Blick zur Seite auf ein einsam liegendes Strohhaus fiel, mußte er an den komischen Kauz, den Drusi, denken, der darin mit seiner großen armen Familie wohnte. Der leichtsinnige Mann war ein leidenschaftlicher und ausgezeichneter Kegler, tat sich auf seinen Ruhm als solcher nicht wenig zu gute und übte sich zum Schaden von Frau und Kind selbst an Werktagen in seiner Kunst. Während er jeden Sonntag Sieger war auf der Kegelbahn, schoß er bei allen Preiskegelschieben, die er im weiten Umkreis besuchte, regelmäßig daneben und ging, wenn etwas Rechtes zu gewinnen war, zu seiner Verzweiflung jedesmal leer aus. Adolf grübelte über die Ursache dieses Mißgeschicks.

Es half ihm nichts, daß er sich darüber ärgerte: als ob sein Auge schärfer geworden wäre, wurde es gefangen von den geringfügigsten Einzelheiten der Umgebung, die ihm früher entgangen waren oder denen er keine Beachtung geschenkt hatte. Das Glitzern der Sonne in dem Spiegel des ihn ein Stück weit begleitenden Bächleins, wodurch ihm der Blick auf den klaren

Grund immer wieder getrübt wurde, entging ihm so wenig wie die Krähe, die über ihm auf einen Baum flog und dort krächzte, oder der Fliegenschwarm auf der im Wege liegenden toten Maus, der seine tiefsinnige Aufmerksamkeit erregte, ehe er ihn aufscheuchte. Und wie zum Hohn auf das Unglück, das ihm den schweren Gang auferlegt und als dumpfer Druck auf dem Herzen lastete, war ihm die Landschaft noch nie so schön erschienen wie heute.

Vor dem lichten Blau des Himmels trieben einige weiße Wölklein. Aber die Luft war wunderbar klar und durchsichtig. Die junggrünen Wälder, die rechts und links vor ihm sich einander näherten und zwischen denen wie über einem Tore und dessen Öffnung ausfüllend ein weit über das Land schauendes mächtiges Schloß und daneben auf einem entfernteren Hügel ein Kirchlein emporstiegen, erschienen ganz nahe und deutlich. Jenseits des ebenen weiten Feldes und des sein Schachbrettfeld abschließenden Nachbardorfes zur Linken aber leuchtete in der Ferne das Hochgebirge, dessen über die dunkeln Vorberge emporgetürmte weiße Firnen sich von den dazwischen liegenden blauen Schatten scharf abhoben, in fast überirdischer Schönheit in die lachende Frühlingslandschaft herein. Vor dem zur Rechten lauschig hinter Obstbäumen liegenden Dorf mit seinem schwachen Werktagsgeräusch und an Adolfs Wege bildete der blühende Löwenzahn auf den Wiesen goldene Teppiche, die im Sonnenschein in festlichem, aufregendem Glanze gleißten. Über dem Blütenmeer summten die Bienen und über ihm in den Zweigen der Bäume zwitscherten und lärmten die Vögel. Farben und Töne klangen in einen glühenden Hymnus des Lebens und des Frühlings. Die steigende Hitze legte sich lähmend auf Adolfs Glieder, und seinen Geist umfing eine dumpfschwüle Trägheit, daß er kaum noch den Gedanken an den Bruder festhalten konnte. Nun erwachte in ihm sogar wieder die Sehnsucht nach Luise und schließlich schritt er wie im Traume dahin, in dumpfer Trauer darüber, daß er nicht trauriger war. Bei den ersten Häusern des Städtchens aber fiel die sinnliche Schwüle und alles von außen seine Trauer Störende plötzlich von ihm ab, und mit der Klarheit des Bewußtseins ergriff eine große Angst mehr und mehr von ihm Besitz. Alles, was der gute Bruder gelitten, was er ihm und der Mutter gewesen, trat vor seine Seele; jedoch zur Vorstellung des Todes, daß Karl aus seinem Leben und von der Erde verschwunden sein könnte, vermochte er immer noch nicht durchzudringen. Je mehr er sich der Werkstätte des Bruders näherte, umso langsamer wurden seine Schritte. Auf der Schwelle fing er an zu zittern und fand nicht den Mut, einzutreten. Nachdem er mehrmals tief Atem geschöpft, drückte er endlich zögernd auf die Klinke, öffnete langsam die Türe und — warf sich mit entsetzlichem Geschrei über den Leichnam des in den Holzspänen hingebetteten Bruders. Ein einziger Blick auf den wie in fried-

lichem Schlummer daliegenden Karl hatte ihm wie mit einem Blitze die ganze Größe des Grams und der Qualen verraten, die der Bruder erduldet, bis ihm der Tod als freundlicher Erlöser hatte erscheinen und seinem Antlitz den beinahe lächelnden Ausdruck verleihen können, und ebenso blitzschnell hatte sich ihm das Geheimnis des Todes enthüllt: Das bis in alle Ewigkeit Verlorene und Unwiederbringliche. Und während er sich in wahnsinnigem Schmerze auf dem geliebten Leichnam umherwälzte und den Namen des Bruders rief, erfüllte ihn mit fürchterlicher Klarheit das Bewußtsein: „Du bist schuld! Du hättest ihn retten können! Aber in selbstsüchtiger Weise hast du ihn in seinem Unglück im Stiche gelassen. Und bist deshalb zur Rettung zu spät gekommen!"

Und trotz dem Wahnsinn der Verzweiflung wußte er mit der gleichen Klarheit, daß er in seinem ganzen Leben nie wieder froh werden, nie mehr lieben könne.

Spruch.

Nicht weiß ich, ob auf dieser Welt mir lange Frist beschieden ist,
Noch ob dies Herz, hier kummerreich, in jener Welt im Frieden ist.
Zwar spricht die Hoffnung froh von Glück und zaghaft flüstert sie von Ruh',
Doch keine Kunde kam von dort, daß dort der Schmerz vermieden ist.
Ob Lohn und Strafe eine Hand gerecht verteilt, ich weiß es nicht.
Genug sei mir, daß ich erfüll', was mir zu tun hinieden ist.

Eugen Mory, Basel.

Das Niltal und seine Bewohner.

Von A. W. Bode, Forschungsreisender.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

7.

Studien in Aswan.

Um von Mittelägypten nach Süden, nach dem altberühmten Assuan zu kommen, benützt man am besten bei Vermeidung der Staubtortur auf der Eisenbahn einen Nildampfer. Die Verkehrsverhältnisse am Nil sind erwähnenswert. Die Regierung hat nämlich die Ausgestaltung des Personen-, Fracht- und Postverkehrs nicht selbst in die Hand genommen, sondern dem Weltreisebureau Cook u. Son verpachtet. Sämtliche Nilschiffe haben eine eigentümliche Bauart. Da die Fahrzeuge mit fortwährenden durch Schlamm und Sand hervorgerufenen Veränderungen im Flußbett rechnen müssen, haben sie einen ganz geringen Tiefgang (von 9 Centimeter bis zirka 1 Meter). Als Typ eines eleganten modernen Nildampfers kann einer der neuesten Cook'schen Touristendampfer gelten. Bei einem Tiefgang von nur $^3/_4$ Meter hat er drei übereinander gebaute Verdecke. Ich habe bei meinen Besichtigungen gestaunt, welche Fülle von Technik sich auf einem so engen Raum zusam-